

Konfiguralität, morphologische, syntaktische und syntagmatische Deklination: Vorschläge zu einer neuen Begriffsbestimmung

Kurt RÜDINGER

Universidad de Sevilla
kurt_sevilla@yahoo.de

Recibido: 29 de noviembre de 2011

Aceptado: 7 de febrero de 2012

ZUSAMMENFASSUNG

Der vorliegende Artikel behandelt die Frage, inwiefern bestehende Kasuskonzepte sowohl bei der Beurteilung einzelsprachlicher Fakten als auch in kontrastiver Hinsicht möglicherweise ein irreführendes Bild der Sprachzustände moderner westeuropäischer Sprachen indogermanischen Ursprungs entwerfen. Mit der Klärung des Verhältnisses von Konfiguration, morphologischer und syntagmatischer Deklination wird ein Modell entworfen, das die angesprochenen Phänomene in einzelsprachlicher wie kontrastiver Betrachtung resitiert und Beschreibung wie Vermittlung neue Horizonte eröffnen soll.

Schlüsselwörter: Morphologische, syntaktische und syntagmatische Deklination, Konfiguration, Kasusmarkierung.

Configuration, Morphological, Syntactical and Syntagmatic Declination: Suggestion of a New Delimitation of Concepts

ABSTRACT

The present article deals about the question, whether existing concepts of case may produce wrong ideas about the linguistic facts of modern western languages with Indoeuropean roots as well at an idiomatic level as in contrastive grammar. By defining the relation between configuration and morphological and syntagmatic declination a new model will be designed, able to resituate the corresponding phenomena in monolingual and contrastive approaches and bound to open new horizons in description and intermediation.

Keywords: Morphological, Syntactical and Syntagmatic Declination, Configuration, Case-marking.

Configuración, declinación morfológica, sintáctica y sintagmática: propuestas para una nueva definición de conceptos

RESUMEN

El presente artículo trata la cuestión de hasta qué punto los conceptos existentes de caso provocan ideas erróneas acerca de las condiciones morfoestructurales de idiomas modernos occidentales de

origen indoeuropeo, tanto en la descripción monográfica de cada uno como en el análisis contrastivo de los mismos. A través de aclaraciones acerca de la relación entre configuración, flexión morfológica y flexión sintagmática se esbozará un modelo diseñado para reubicar los fenómenos mencionados en enfoques idiomáticos y contrastivos, capaz de abrir nuevos horizontes en descripción e intermediación.

Palabras clave: Declinación morfológica, sintáctica y sintagmática, configuración, marcación de caso.

INHALTSVERZEICHNIS: 1. Vorbemerkungen. 2. Bestehende Kasuskonzepte und ihre Problematik. 3. Verfahren der funktionalen Markierung nominaler Satzglieder. 4. Zum Verhältnis morphologischer, syntagmatischer und syntaktischer Flexion. 5. Schlussgedanken.

1. Vorbemerkungen

Ogleich der Begriff der Deklination im Grunde die morphologische Markierung eines Merkmalsbündels bestehend aus Genus, Numerus und Kasus umfasst, scheint bei den entsprechenden einzelsprachlichen Grammatikographien moderner westeuropäischer Sprachen indogermanischen Ursprungs die entscheidende Frage bezüglich Existenz oder Nichtexistenz besagter Kategorie die nach der Kasusdifferenzierung zu sein. Mit der bekannten Konsequenz, dass sie in den meisten benannten Sprachen abschlägig beschieden wird, mit Ausnahme des Deutschen, das in bekannter Nibelungentreue an diesem Konzept festhält. Die Frage nach der Berechtigung der einen wie der anderen Auffassung stellt sich indes unmittelbar, wenn man, noch ohne ins Detail zu gehen, die verschiedenen angesprochenen Sprachen (z.B. Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, etc.) einschließlich des Deutschen hinsichtlich ihrer entsprechenden Oberflächengestalt kontrastiert. Das Resultat gibt zumindest zu denken: Wenngleich allen gemein ist, dass ihre Nomina wenig bis keine flexivische Aktivität aufweisen, tut sich doch einerseits allerhand, wenn auch Unterschiedliches, im pränominalen Determinativbereich, was andererseits durch die mehr oder weniger ausgebaute Existenz kasusmarkierter Pronomina in allen Sprachen auf ein zumindest subjazent vorhandenes einschlägiges Unterscheidungsdenken in diesem Kontext hindeutet.

Andererseits ist es auch kein Geheimnis, dass sämtliche angesprochenen Sprachen im Verhältnis zu älteren Sprachepochen (z.B. Indogermanisch, Latein, Althochdeutsch, etc.) in einem offensichtlich fortlaufenden, wenn auch unterschiedlich weit gediehenen Rückbildungsprozess in morphologischer Hinsicht befindlich sind. Geht man davon aus, dass es menschlicher Evolution eigentlich eher fremd ist, auf bereits erreichte technische und intellektuelle Ressourcen, bzw. deren Nutzeffekte zu verzichten, kommt man nicht umhin sich zu fragen, ob und welche Substitutionsmechanismen an die Stelle verlorengangener morphologischer Differenzierung getreten sind. Mit anderen Worten: Unterstellt man gegenüber früheren Epochen gestiegene Ansprüche an die Komplexität eines Kommunikationsmediums bei gleichzeitig beobachtbarem Formenschwund, so spricht vieles dafür, dass im modernen Sprachaufbau funktionale Äquivalente für die entstehen-

den „Informationsdefizite“ vorliegen müssen, die diesen auch in ihren abstrakten Bestimmungen wenigstens gleichrangig anzusehen sind.

Versuchen wir die Gedanken der ersten beiden Abschnitte zusammenzubringen, so bieten sich zunächst eigentlich nur zwei Begutachtungsweisen an:

(1) Wir betrachten Deklination als zu Gunsten syntaktisch-syntagmatischer Lösungen abgeschafft und werten die Pronominalbestände als Residualphänomen. So verfahren etwa Seco (1994: 4) und Alarcos Llorach (1999) für das Spanische.

(2) Wir halten an dem Konzept einer morphologischen Deklination fest, obwohl in wachsendem Maße morphologische Bestimmungen am Nomen und selbst im syntaktisch-syntagmatisch determinierten Bereich entfallen. So wird dann jedes zufällige Restmorphem gleich zum Begründer einer eigenen Deklinationsklasse (vgl. DUDEN 2006: 196ff. für das Deutsche).

In der folgenden Untersuchung wollen wir zunächst die Problematik der beiden obigen Extreme analysieren und im Anschluss daran einen Vorschlag zur „versöhnlicheren“ Interpretation der angesprochenen Phänomene in einzelsprachlicher und kontrastiver Hinsicht unterbreiten.

2. Bestehende Kasuskonzepte und ihre Problematik

Betrachten wir zunächst gängige Interpretationen der Kasusfrage, wie sie uns dankenswerter Weise von Helbig (2000: 10) in geraffter Form vorgestellt werden:

1. Im Sinne der traditionellen Grammatik wird unter „Kasus“ eine morphologische Kategorie der Nomina zum Ausdruck syntaktischer Beziehungen im Satz verstanden. Das System dieser Kasus ist sprachspezifisch angelegt und dem historischen Wandel unterworfen. [...] Auf jeden Fall werden die Kasus in diesem Sinne durch Morpheme an der Oberfläche ausgedrückt (deshalb heißen sie auch „Oberflächenkasus“).

2. Im Sinne der Kasusgrammatik (besonders in der Nachfolge Fillmores) ist „Kasus“ dagegen ein semantischer Begriff, der die an einem Geschehen beteiligten Größen identifizieren soll (mit Hilfe solcher Einheiten wie Agens, Lokativ, Instrumental u.a.). Es handelt sich dabei um semantische Kasus oder Tiefenkasus, denen bisweilen universelle Gültigkeit zugesprochen wird. [...]

3. Im Rahmen der Revidierten Erweiterten Standardtheorie (REST) der generativen Grammatik erscheinen die Kasus als Reflex von strukturellen Beziehungen in der Syntax. Sie werden weder als morphologische Kategorien noch als semantische Rollen, sondern als syntaktische Beziehungen verstanden und festgelegt durch die Relation des „Regierens“ („government“).

Ad 1: Es liegt auf der Hand, dass die Kasusfrage nicht vom Himmel fällt, d.h. ohne eine und sei es historische Visualisierung des angesprochenen Phänomens käme man wahrscheinlich gar nicht auf die Idee eines kasusdifferenzierenden Nominalsystems. Das bedeutet, dass die Beurteilung dieser Frage unabhängig davon, wie sie für den konkreten Einzelfall kontemporärer Sprachzustände ausfallen mag, natürlich immer streng an die im Rahmen diachronischer Begutachtung verifizierbare, ontologische Existenz morphologischer Kasus angelehnt ist. Mit anderen Worten: Hätte es nicht wenigstens in archaischen Sprachstufen innerhalb einer Sprachfamilie die morphologische Repräsentation des Phänomens gegeben, so würden Fragen der Nominalargumentorganisation heute möglicherweise unter ganz anderen Gesichtspunkten (z.B. rein semantischen?) klassifiziert.

Ad 2: Nun gibt es ja spätestens seit Fillmore (1977: 3-26) eine semantisch inspirierte Kasustheorie. Kurios daran ist, dass wir diese in ihren Grundfesten ausgerechnet einem Linguisten des angloamerikanischen Sprachraums verdanken, mithin also auf der Basis einer muttersprachlichen Schablone entwickelt, die nach landläufigem Urteil in Sachen morphologischen Rückbaus am weitesten fortgeschritten ist. (Sieht man einmal von dem relativ isolierten Phänomen des sächsischen Genitivs ab!) Man merkt indes bereits den vorgeschlagenen Kasus-kategorien an, dass sie ihren Anhaltspunkt in vormals morphologischen Differenzierungen (z.B. Instrumental, Lokativ) etc. haben, also wohl von dem Eingangsverdacht getragen sein müssen, dass diese dereinst markierten Funktionen als Kommunikationsgehalt auch in demorphologisierten Sprachzuständen als notwendig erachtet werden. Gleichwohl entfernt sich die semantische Kasustheorie von ihrer ontologischen Basis, soll heißen den morphologischen Kasus und bezieht ihre Bestimmungen aus einer angenommenen Referenz auf außersprachliche Sachzusammenhänge, wie Finke (1977: 33) andeutet:

Es wäre beispielsweise nicht sinnvoll zu sagen, daß in dem Satz „Karl fährt mit dem Auto nach Bielefeld“ der Ausdruck „Karl“ in Agensbeziehung zum Verbum, der Ausdruck „mit dem Auto“ in Instrumentbeziehung und der Ausdruck „nach Bielefeld“ in Zielbeziehung zum Verb steht, wenn nicht die Person Karl ein Agens, sein Auto ein Instrument und Bielefeld ein mögliches Ziel wäre. [...] Die Grammatik und damit auch die Semantik einer Sprache ist also ein System, daß adäquat gemacht worden ist für die Erreichung unserer kommunikativen Ziele in einer spezifisch strukturierten Welt. Wenn es in ihr keine agents oder experiencers gäbe, wären mit Sicherheit auch unsere Sprachen anders strukturiert, als sie es de facto sind.

Diesem Gedanken, so schön er auf den ersten Blick erscheinen mag, liegt u.E. ein etwas naiver Vertrauensüberschuss bezüglich rationaler Referentialität historischer Sprachen zu Grunde. Betrachtet man beispielsweise konventionelle Wendungen des Typs *Dem Gast schmeckt das Spanferkel* bzw. *Al cliente le gusta el cochinitillo* so halten wir mit Verlaub den in der Struktur angelegten Agenscharakter des Spanferkels ebensowenig in der außersprachlichen Wirklichkeit für zutreffend wie den Patienscharakter des genießenden Gastes. Wir gingen in diesem Fall eher von einer sprachkonventionalisierten Wirklichkeitsinterpretation aus. Eine rein referen-

tielle Interpretation der Kasus wäre also schon mit diesem schlichten Beispiel auszuschließen.

Ad 3: In der von Helbig stark verkürzten Darstellung der generativistischen REST sehen wir den Versuch, einen sich nach beiden Seiten enthaltenden Mittelwegs einzuschlagen. Dies mag aus der Notwendigkeit ihres universalistischen Ausgangspunkts verständlich sein, gilt es doch die empirische Wirklichkeit höchst unterschiedlich feinstrukturierter Oberflächen (Performanzen) verschiedener Sprachen mit angenommenen ähnlichen oder identischen Kommunikationsgehalten auf tiefenstruktureller oder Kompetenzebene in einen kohärenten Beschreibungsrahmen zu projizieren. Allerdings geschieht dies zu dem Preis, dass die Oberflächenrealisierungen aus einem reichlich tautologisch „begründeten“ Government-Begriff hergeleitet werden, der so auf einer ebenfalls nicht näher definierten syntaktischen Ebene den „grundlosen“ Konventionalismus einer rein morphologischen Kasusinterpretation reproduziert.¹

Trotz all der angesprochenen Bemühungen sind wir damit in der Frage einer schlüssigen Kasusableitung noch keinen Schritt weiter gekommen und das, obwohl eine solche Ableitung ein von vielen geteiltes Desiderat ist. In diesem Sinne ist etwa der Heurismus Welkes (1990: 156) zu verstehen:

Wenn sprachliche Äußerungen Verständigung ermöglichen, dann u.a. nur dadurch, daß sich syntaktische und semantische Struktur des Satzes in einem dem Ideal der Isomorphie sich nähernden Zuordnungsverhältnis befinden. Anders wäre schier unerklärlich, wie der Hörer den vom Sprecher intendierten Gedanken (Bewußtseinsinhalt oder wie immer man das nennen mag) nachvollziehen kann. [...] Analog argumentiert Jackendoff: Wenn Sprache dazu dient, Informationen zu übertragen, dann ist es völlig verkehrt, nicht von der Annahme auszugehen, daß Sprache ein relativ wirksames und genaues Mittel zur Kodierung der Information ist.

Und auch Helbig (2000: 14) zeigt bei aller anfänglichen Skepsis Verständnis für die anhaltende Suche nach einem Brückenschlag zwischen Oberflächenkasus und möglichen Bedeutungen desselben:

Trotz dieser gewichtigen Argumente wird nach Bedeutungen (auch: Grundbedeutungen) der Oberflächenkasus weiterhin hartnäckig gesucht – und zwar bis in die Gegenwart hinein (vgl. dazu unter 8 und 9). Die theoretischen Gründe dafür sind u.E. von zweierlei Art:

1. Es hält sich der Glaube, dass einer Form auch immer eine Bedeutung entsprechen müsse, dass hinter allen formalen Unterschieden auch immer semantische Unterschiede stehen müssten.
2. Vielfach wird angenommen, dass erst durch die Annahme solcher Grund- oder Gesamtbedeutungen die Existenz der Kasus Kategorien (also z.B. die Annahme von genau vier Kasus im Deutschen) gerechtfertigt werden könne.

¹ Der hinter Bezeichnungen wie strukturelle Beziehungen verschanzte Sinn eines bestimmten „Regierens“ bleibt in der Tat genauso im Dunkeln wie der für ein nicht hergeleitetes „Deklinieren“ einer rein morphologisch orientierten Kasustheorie.

Im Unterschied dazu vertritt beispielsweise Flämig (1991: 472) die ebenfalls vielfach geteilte Auffassung, dass die Kasus im modernen Deutsch asemantisch seien:

Die Funktionen der Kasus sind syntaktischer Art [...]. Ob damit allgemeine abstrakte Inhaltsfunktionen („verallgemeinerte Bedeutungsgehalte“) verbunden sein können, wird unterschiedlich beurteilt. Zahlreiche Forscher verhalten sich gegenüber einer semantischen Interpretation der Kasus skeptisch. Die Kasus im heutigen Deutsch gelten als asemantisch, man rechnet ihnen keinen oder höchstens einen sehr geringen semantischen Eigenwert zu.

Ziehen wir an dieser Stelle ein kurzes Fazit, so gelangen wir zu folgendem Bild: Der Bogen geläufiger Kasustheorien spannt sich von der postulierten Notwendigkeit am Rahmen der acht indogermanischen, morphologischen Kasus orientierter semantischer Kasus, formuliert auf Basis einer Ausgangssprache, die selber praktisch keine Oberflächenkasus mehr kennt (Englisch), bis hin zu einer Sprache, die sich – richtig oder falsch – wenigstens vier Oberflächenkasus unterstellt, diesen aber andererseits jeglichen semantischen Eigenwert abspricht (Deutsch). Unsicherheit in der theoretischen Statusbestimmung ist wohl noch das gelindeste Urteil, das man der aktuellen Beschreibungslage infolgedessen ausstellen kann. Es verwundert deshalb auch kaum, dass mit kongenialer Arbitrarität Urteile zu verschiedenen einzelsprachlichen Gegebenheiten wuchern, die wir im Folgenden in einem kleinen Exkurs kritisch beleuchten wollen. Zunächst Weisgerber (1982: 104):

Der Abbau des Formensystems im Englischen wie im Französischen hatte besonders weitreichende Konsequenzen im Bereich der Syntax: Weil die Casusmorpheme für die Kennzeichnung der syntaktischen Funktion der Substantive ausfielen, mußte diese durch die Wortstellung eindeutig festgelegt werden. So lernen Schüler jetzt im Englisch- und Französischunterricht die eiserne Regel der Wortstellung im Satz: Subjekt→Prädikat→Objekt. Auch hier ist gelegentlich eine naive Übertragung auf andere Sprachen festzustellen, etwa wenn Abweichungen von dieser Satzgliedfolge im Deutschen als „Inversion“ bezeichnet werden, wo richtig gerade die „freie“ oder besser „denkbedingte“ Wortstellung im Deutschen mit ihren Vorteilen und Schwierigkeiten als ein unterscheidendes Merkmal zwischen diesen grammatischen Systemen zu konstatieren wäre.

Sehen wir einmal von der kleinen, etwas selbstgefälligen Sottise der „denkbedingten“ Wortstellung ab,² so bleibt dem sachlichen Urteil nach eine Beschreibung der modernen englischen bzw. französischen Grammatik als Umgehensweise mit einem Defizit bestehen. Ob ein solcher Beschreibungsfokus irgendeiner Sprache auf der Welt zukommt, halten wir indes für fraglich. Wir sind vielmehr davon

² Diese Redeweise legt ja geradezu den Umkehrschluss nahe, Sprecher anderer Sprachen würden bei ihrer Diskursorganisation nicht denken!

überzeugt, dass sich jede Kommunikationsgemeinschaft ihre Mittel in Bezug auf das, was sie zu kommunizieren gedenkt, zurechtlegt und sich das Entdecken eventueller Lücken nicht von dem Blick auf andere Sprachen oder Sprachepochen leiten lässt. Gleichwohl gibt es dem Weisgerber-Verdikt ähnliche Urteile auch aus anglozentrischer Sicht, wie das folgende Zitat von Rohdenburg (1991: 459) über Hawkins belegt:

Nach Hawkins (1986) setzt das heutige Englisch im Vergleich zum Deutschen eine geringere Menge grammatischer Formen zur Bezeichnung vergleichbarer Inhalte ein. Seine These enthält darüber hinaus sowohl eine entwicklungsgeschichtliche als auch eine pragmatische Komponente. Einmal wird das angeblich einseitige Übergewicht des Englischen an abstrakten, mehrdeutigen und weniger transparenten Strukturen als Ergebnis ebenso einseitig ausgerichteter Entwicklungstendenzen hingestellt. Zum anderen nimmt Hawkins an, daß die Erschließung der gewünschten Interpretationen im Englischen regelmäßig stärker kontextabhängig als im Deutschen sei.

Man mag ja kaum glauben, was für ein Urteil da, noch dazu von muttersprachlicher Seite, *der Lingua Franca* der modernen Wissenschaften (auch der exakten!) ausgestellt wird.

Ganz offensichtlich sind aber auch zu stark von kommunikativen Zwecksetzungen abgeleitete Theorien zum Formenbestand von historischen Einzelsprachen nicht ganz unproblematisch, wie das folgende Zitat von Finke (1977: 29) deutlich macht:

Wir bekommen diesen funktionalen Aspekt in den Blick, wenn wir kasusgrammatisch strukturierte Sprachsysteme daraufhin analysieren, zu welchen kommunikativen Zwecken die sprachlichen Handlungen taugen können, die wir mit der Strukturkomplexität dieser Systeme auszuführen in der Lage sind. Falls beispielsweise keine kommunikative Notwendigkeit besteht, über gewisse Gegenstände, Sachverhalte oder Ereignisse zu reden, sprachliche Handlungen eines gewissen Typs vollziehen zu können, entfällt damit auch die Notwendigkeit dafür, daß ein Sprachsystem die hierfür notwendigen Strukturen bereitstellt. Kurz gesagt: Wo ein Kommunikationsbedarf nicht besteht, muß er auch nicht gedeckt werden.

Dies hätte dann die Implikation zur Folge, dass in der Frage der Kasusgrammatik unterschiedlich konzipierte Sprachsysteme auch grundsätzlich andere Kommunikationszwecke verfolgen würden. Dergleichen halten wir, wenigstens was den gesamten westeuropäischen Sprachraum angeht, doch für etwas fragwürdig.

Dass die Unterschiedlichkeiten in der Kasusfrage wenigstens nicht an der mehr oder minder lückenlosen Existenz von Oberflächenkasus entschieden werden kann, ist indes auch Finke (1977: 35) bewusst, weswegen er sie gleich auf eine abstrakte oder Tiefenstrukturebene verlagert:

Wir können nun die KG als eine Theorie auffassen, die auf die Frage antwortet: Wie ist es möglich, daß Menschen, die solcher Art verschiedene Sprachen sprechen, dennoch einen grundsätzlich ähnlichen Erfahrungskontext aufbauen, ein ihnen allen

gemeinsames Weltverständnis entwickeln können, kurz: im Prinzip fähig sind, miteinander über die Grenzen der verschiedenen Systeme hinweg zu kommunizieren? Die kasusgrammatische Antwort auf diese ihre kantische Grundfrage nach den Bedingungen der Möglichkeit sprachlicher Kommunikation trotz verschiedener grammatischer Systeme lautet: Dies ist möglich, weil allen Sprachen ein tiefliegendes Kategoriensystem gemeinsam ist, nämlich das Kasusrepertoire, welches dafür verantwortlich ist, daß auf der Ebene von Tiefenstrukturen die Grammatikverschiedenheiten der Oberflächenebene verschwinden.

Die Frage, die sich nun indes mit unverminderter Schärfe stellt, ist, wie sich die einzelsprachliche Umsetzung dieses angenommenen Tiefenrepertoires in kontrastiv-fruchtbare Weise beschreiben lässt. Mit anderen Worten, Ansätze wie der von Cartagena und Gauger (1989: 108) dürften einem solchen Vorhaben nicht sonderlich zuträglich sein:³

3.1. Eine Kontrastierung auf dem Gebiet der rein nominalen Kasusflexion erübrigt sich, da dieses Verfahren im Spanischen unbekannt ist. Darum stellen die betreffenden Paradigmata eine der Hauptschwierigkeiten für den spanischen Deutschlernenden dar.

Darüberhinaus soll vermerkt werden, daß die folgende kontrastive Analyse der Numerusflexion – wenn auch auf die Nominativformen beschränkt – notwendigerweise kasuelle Morphologie mit einschließt, da die Kasus-Numerus-Markierung stets in einem Flex gebündelt operiert.

Im nächsten Abschnitt wird deshalb unter anderem zu prüfen sein, welche Realisierungsweisen einem angenommenen subjazenten Kasussystem einzelsprachlich überhaupt zur Verfügung stehen, in welchem Verhältnis (Konkurrenz und/oder Redundanz) sie jeweils zueinander stehen, um so endlich der Frage auf den Grund zu kommen, ob und wie die Rede von Kasus einzelgrammatisch wie kontrastiv eine sinnvolle Beschreibungsfunktion erfüllt.

3. Verfahren der funktionalen Markierung nominaler Satzglieder

Betrachten wir den angenommenen empirischen Ausgangspunkt aller Kasusreflexionen, die ontologische Existenz morphologischer Markierung, so fällt bei der kontrastiven Analyse westeuropäischer Sprachen indogermanischen Ursprungs auf, dass kaum noch flexivische Aktivität am Nomen selbst erkennbar ist, sieht man einmal von dem schon erwähnten isolierten Phänomen des sächsischen Genitivs im Englischen ab, der im Deutschen nur noch im Singular Neutrum und

³ Rein oberflächenstrukturell betrachtet haben Cartagena und Gauger natürlich recht, bekommen aber mit ihrem eigenen Ansatz Schwierigkeiten, wenn sie an anderer Stelle beidseitige Kasussensibilität für das Pronominalsystem einräumen müssen (vgl. CARTAGENA / GAUGER (1989: 234)). Konsequenz wäre nämlich, höhere kategorielle Differenziertheit für ein Substitutionssystem (Personalpronomina) als für dessen Bezugssystem (Substantive) annehmen zu müssen.

Maskulinum auftritt und zusammen mit dem umgebungsbedingt gelegentlichen *n*-Dativ im Deutschen eigentlich schon das Gesamtrepertoire rein nominaler morphologischer Kasusmarkierung in dem gesamten angesprochenen Sprachraum repräsentiert. Andererseits steht diesem nahezu völligen Kasusschwund auf nominaler Ebene ein noch durchaus aktives Kasusdifferenzierungssystem im Bereich der Personalpronomina gegenüber.⁴ Diese Doppelexistenz technisch unterschiedlicher Realisierung paradigmatischer Satzfunktionen impliziert unmittelbar die Frage nach möglicherweise alternativen Realisierungen dieser Funktionen für den als „defizitär anzunehmenden Nominalbereich. Interessant ist dabei zu beobachten, welche Metamorphosen der Deklinationsbegriff beispielsweise in *Mega Gramatical y dudas del idioma* im Rahmen der enzyklopädischen Herangehensweise erfährt. Zunächst Martínez Amador (1995: 214) in Bezug auf Nebrija:

Declinación (del lat. *Declinatio*). – „Declinación del nombre no tiene la lengua castellana, salvo del número de uno al número de muchos, pero la significación de los casos distingue por preposiciones“. Así decía Nebrija en su *Gramática* (III, 6).

An gleicher Stelle, etwas weiter unten erweitert und differenziert Martínez Amador (1995: 214) wohl auf Grund für sich sprechender Fakten indes den eben noch so restriktiv gebrauchten Begriff:

No obstante lo dicho, y para diferenciar unas y otras formas, formularemos la distinción que suele establecerse en filología entre declinación *orgánica* y declinación *sintáctica*. La *orgánica* es aquella en que una modificación morfológica de la voz declinable determina la función gramatical de ella en la oración: tal en castellano la del pronombre. La *sintáctica* es la que fija esta determinación a la adición de palabras auxiliares, o bien a la falta de preposiciones, a la colocación de las palabras en la oración. Esto también tiene su importancia, como vamos a ver.

In jedem Fall verdanken wir der Unterscheidung von organischer und syntaktischer Deklination ein Aufweichen der Fronten von morphologischer und dazu alternativer Kasusrepräsentation, was es uns erlaubt verschiedene Oberflächenphänomene unter einem einheitlichen Betrachtungsfokus, dem der Kasussensibilität, zu subsumieren. Einzelsprachlich ist damit ein gewichtiges Problem aus der Welt geschafft, weil Nominal- und Pronominalrealisierungen in paradigmatisch-funktionaler Hinsicht einem identischen Bezugsrahmen unterliegen. In kontrastiver Hinsicht eröffnet sich ebenfalls ein neuer Betrachtungshorizont, der Kasusfunk-

⁴ Wir verzichten hier auf eine ausgiebige Darstellung der einzelsprachlichen Systeme, die in dieser Frage unterschiedlich komplex strukturiert sind (z.B. das Englische, das nur Subjekt-Objektdifferenzierung kennt, gegenüber den romanischen Sprachen, die Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt unterscheiden, und dem Deutschen, das dies im Grunde auch tut, aber relativ häufig Synkretismus in der Nominativ-Akkusativopposition aufweist). Im Wesentlichen geht es uns an dieser Stelle um den Beleg, dass alle angesprochenen Sprachen virtuell kasussensibel im Finkeschen Sinne sind und dies auch partiell morphologisch repräsentieren.

tionalität als geteiltes, koordinierendes Abstraktum den jeweilig spezifischen Realisierungsweisen voranstellt. Gleichwohl sind u. E. auch hier noch einige Kritiken angebracht:

(1) Es fehlt offensichtlich ein klares Kriterium, in welchem Binnenverhältnis die angesprochenen Alternativmethoden der Kasusrealisierung zueinander stehen. Mit anderen Worten: Befinden sich z.B. Stellung und Präpositional-determination in komplementärem oder konkurrierendem Verhältnis?

(2) Ganz überzeugt von seiner Entdeckung scheint Martínez Amador (1995: 111) dann wieder auch nicht zu sein, wenn er letztlich die Kasus doch wieder eher an ihre morphologisch-ontologische Existenz koppelt:

No diremos, como Balmes, que es „la modificación que recibe el nombre“, en primer lugar porque en nuestro idioma el nombre no recibe modificación casual, y en segundo, para no limitar los casos al nombre, ya que son precisamente los pronombres personales los únicos que tienen en español verdaderos casos.

Wie wäre also der im Grunde richtige Gedanke, den Deklinationsbegriff von entsprechenden rein morphologischen Gegebenheiten abzulösen, produktiv weiter zu entwickeln um den dispersen empirischen Faktenlagen in einzelsprachlicher wie kontrastiver Hinsicht gerecht zu werden? Dazu ist es nach unserer Meinung nötig, zunächst einmal die bereits angesprochenen sprachlich-grammatikalischen Ressourcen getrennt zu würdigen und in einem zweiten Schritt, ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen. Es wird sich dabei schnell zeigen, dass die von Martínez Amador vorgeschlagene terminologische Zweiteilung etwas zu kurz greift. Im Einzelnen: Es ist zweifellos ein Verdienst von Martínez Amador, die Positionierung nominaler Satzglieder als *Flexionsphänomen* zu begreifen. Dies geht u.E. in definitorischer Hinsicht über das hinaus, was bekanntlich in der Sprachwissenschaft als Frage der Konfiguralität gehandelt wird, wenngleich Berührungspunkte offensichtlich sind. Im Bereich uns halbwegs nahestehender Sprachen gelten das Englische und Französische mit ihrer strikten SPO-Anordnung für gewöhnlich als die Musterbeispiele konfigurierter Sprachen und dementsprechend arbeiten sich die verschiedenen vergleichenden Sprachwissenschaftsdisziplinen (Typologie, Kontrastivistik, etc.) an der Frage ab, ob und wie weit auf Grund dieser Schablone auch andere Sprachen das Prädikat der Konfiguriertheit verdienen. Für das Deutsche konstatiert Wegener (1995: 137) folglich:

Die Frage, ob Deutsch konfigural oder nicht konfigural ist, kann wohl ohne Übertreibung als die Frage bezeichnet werden, über die in den letzten Jahren unter Syntaktikern am meisten gestritten wurde und wird, und zwar nicht nur zwischen Vertretern verschiedener Grammatiktheorien, sondern auch innerhalb einer Theorie.

Für sich selbst kommt Wegener (1995: 140) dabei letztlich zu dem Schluss, das Deutsche als konfigural zu betrachten:

Wie auch Fanselow anerkennt, gibt es im Deutschen für die meisten Verben eine Normal-Konstituenten-Stellung, und für diese nimmt auch er im Sinne der Kategorialgrammatik an, daß „die Einträge der Argumentstruktur eines Verbs geordnet sind und die Argumentstellen des Verbs bei der Abarbeitung des Strukturbaums von unten nach oben sukzessive geschlossen werden“ (1992b: 10). Demnach kann für den Spracherwerb angenommen werden, daß Deutsch konfigural ist und feste syntaktische Abfolgeregeln kennt.

Dem würden zwar Vertreter einer freien, morphologisch gestützt „denkenden“ Syntax (z.B. Weisgerber, s.o.) nicht so umstandslos zustimmen, doch würden auch wir sagen, dass bei aller normgrammatisch zugelassenen Verschiebbarkeit verschiedener Satzkomponenten die nominalen Hauptgruppen betreffende Phänomene wie Objekttopikalisierung eher selten und auch entsprechend kontextuell im Rahmen von Thema-Rhema Organisation mit supraoratorischem Bezug markiert sind. Lässt man dies und den Verbkomplex entgegen meist valenztheoretisch vorgeprägter Betrachtungsweisen einmal außen vor, so ergibt sich für alle Orations-typen im Deutschen eine recht einheitliche Verteilung der nominalen Hauptgruppen, die in den folgenden Beispielen als einzige fettgedruckt sind:

- *Stell **Petra das Buch in Rechnung.***
- ***Er stellt Petra das Buch in Rechnung.***
- ***Er hat Petra das Buch in Rechnung gestellt.***
- ***Er muss Petra das Buch in Rechnung stellen.***
- *[...], weil **er Petra das Buch in Rechnung gestellt hat.***
- ***Morgen stellt er Petra das Buch in Rechnung.***
- ***Er stellt Petra morgen das Buch in Rechnung.***

Wie man unschwer erkennen kann, bleibt in allen Fällen die Hauptgruppenabfolge gleich: S (Ø) – IO – DO – PO.⁵

Während sich also das Plädoyer für die Konfiguriertheit des Deutschen, vor allem im Kontrast zum Englischen, noch mit einer Reihe von Verschiebungen unter Einbezug aller Satzkomponenten ablagen muss, kann man vom Standpunkt der syntaktischen Deklination aus durchaus ein kohärentes Distributions- und ergo, wie wir sagen würden, Deklinationsschema erkennen.

Allerdings würden wir aus mehrererlei Gründen den Begriff der syntaktischen Deklination auch wirklich nur auf diese positionelle Funktionsbestimmung beschränken.

⁵ Mit Ausnahme der Anordnung von IO und DO gilt diese Konfiguration auch, wenn die Objekte ganz oder teilweise pronominal repräsentiert sind. Für die interne Objektfolge sind dann die Ergänzungsregeln „DO vor IO“ bei rein pronominaler Repräsentation, bzw. „Pronomen vor Nomen“ bei teilweise pronominaler Repräsentation zu beachten.

Neben dieser rein positionellen Kasusfestlegung existieren in unterschiedlicher Ausgebautheit eben auch noch andere sprachliche Zeichen, die derselben Funktion untergeordnet sind und dort, wo sie auftreten, in der Regel nicht alternativ,⁶ sondern komplementär zu einer als grundlegend angenommenen syntaktischen Flexion in Aktion treten.

Da wäre zunächst die morphologische Kasusrepräsentation selbst, die, wie schon mehrfach angedeutet, im Spektrum der indogermanisch-westeuropäischen Sprachen eigentlich nur noch im Bereich der Personalpronomina einigermaßen komplett ausgebaut ist.⁷ Für den stilistisch unmarkierten Satz gelten dann feste Abfolgeregeln der einzelnen Pronominalkomponenten, die allenfalls bei Strukturen mit gemischten Nominal- und Pronominalanteilen – dann allerdings auch nach festen Regeln – modifiziert werden können.

Der Bereich der reinen morphologischen Kasusflexion des Nomens ist mit Ausnahme der schon benannten Residualformen (sächsischer Genitiv, *-n* im Dativ Plural des Deutschen) in allen Vergleichssprachen nicht besetzt, wohl finden sich aber unterschiedliche Weisen der Kasusmarkierung im pränominalen Bereich. Bis auf das Deutsche findet diese durch eigens bedeutungskonzentrierte Präpositionen statt.⁸ Das Deutsche löst diese Frage über Flexive in dem pränominalen Bereich, der in jedem Fall nach eventuellen präpositionellen Elementen zum Kernbereich der Nominalgruppe gehört. Dieser Bereich wird herkömmlicherweise in Determinativ- und Attributivfeld unterschieden, was zur genaueren Bestimmung der dort herrschenden morphologischen Gegebenheiten sicherlich sinnvoll und notwendig ist. Da es uns in dieser Untersuchung allerdings nicht um Detailfragen dieses Typs geht, würden wir in vereinfachender Weise das gesamte angesprochene Feld als Determinationszone bezeichnen, was letztlich sogar den morphologischen Status einzelner Phänomene überraschend gut abbildet, wie auch Fourquet nach Häussermann (1991: 202) deutlich macht:

Denn ‚streng genommen gibt es keine Deklination des Artikels, des bestimmten oder attributiven Adjektivs oder des Substantivs, sondern nur eine Mitwirkung dieser Elemente an der Deklination der [Nomen-]Gruppe [...] Die richtige Praxis ist von

⁶ Davon ausgenommen sind natürlich z.B. echte Topikalisierungen, bei denen der anderweitig kenntlich gemachte Kasus das einzige Funktionszeichen ist. Auch für das Deutsche ein eher marginaler Fall, der für gewöhnlich im Rahmen der satzübergreifenden Textsemantik Grund und Interpretation erfährt (s.o.).

⁷ Der Genitiv macht sich auch an dieser Stelle als isoliertes Phänomen bemerkbar, da er zumindest in seinen attributiven Funktionen durch die entsprechenden Possessiva ersetzt wird. Die Systeme der Personalpronomina sind je nach Sprache unterschiedlich komplex differenziert, so ist etwa für das Englische nur noch eine rein morphologische Zweikasusdeklination (Subjekt-Objekt) festzustellen, während für das Deutsche und die romanischen Vergleichssprachen grundsätzlich ein Dreikasusparadigma (S-DO-IO bzw. Nom.-Akk.-Dat.) anzunehmen ist, das dann aber bei bestimmten Personen bzw. Genera gewisse synkretistische Selbstauflösungstendenzen zeigt.

⁸ Das muss letztlich auch SECO (vgl. 1994: 171) einräumen, wenn er seine pronominale Substitutionsprobe für IO-Markierung im Unterschied zu normalem präpositionellen Gebrauch von *a* vorschlägt. Gleichwohl weigert er sich den Kasusbegriff auf das benannte Phänomen anzuwenden.

einer ungenauen Theorie verstellt. Die Kasusanzeiger, die die Gruppe betreffen, sind beweglich geworden [...] Wenn man in der Terminologie der Gruppe spricht, wird die Beschreibung einfacher. Es ist dann nicht mehr nötig, drei Deklinationen des Adjektivs zu lehren, sondern eine einzige' (Fourquet 1970, 155). Gerade das, was besonders schwierig erscheint, nämlich das Zusammensehen der zwei oder drei Bilder, liefert gratis den Durchblick auf die Gesetzmäßigkeit, die da herrscht.

Auch diese – zweifellos nicht immer einfach zwischensprachlich zu vermittelnden – Markierungsweisen unterliegen ihrerseits im unmarkierten Fall stets starren idiomatischen Abfolgeregeln. Im Unterschied zu der für diese Regeln zuständigen syntaktischen Flexion schlagen wir für den Gesamtbereich der nomenexternen morphologischen Markierungen den Begriff der „syntagmatischen Deklination“ vor. Auch diese syntagmatische Deklination ist keinesfalls so kasusexplicit und kohärent, wie Morphotheoretiker gerne suggerieren möchten. Dies erweist sich nicht erst im Sprachalltag, der die morphologischen Vorschriften der Standardsprache bisweilen kräftig durcheinander wirbelt (Stichwort für das Spanische: *laísmo* – *leísmo* – *loísmo*; für das Deutsche: die nahezu unüberschaubaren dialektalen Umgangsweisen mit der normsprachlichen Dativ-Akkusativopposition), vielmehr sind es auch standardsprachliche Synkretismen, die Zweifel an der funktionalen Definitheit morphologischer und morpho-syntagmatischer „Kasuszeichen“ aufkommen lassen (Beispiel: Doppelakkusativ bei Verben wie *(ab)fragen* im Deutschen; der Personenakkusativ mit *a* im Spanischen; heterodoxe Handhabung der Dativ-Akkusativ-Opposition bei manchen Pronomina: Dt. *uns* – *euch*, *sich* ; Sp. *nos* – *os*, *me* – *te* – *se*, etc.). Die Frage, der wir uns im nächsten Abschnitt zu stellen haben, wird also sein, in welchem Verhältnis morphologische, syntagmatische und syntaktische Deklination zueinander stehen.

4. Zum Verhältnis morphologischer, syntagmatischer und syntaktischer Flexion

Nach allen bisherigen Überlegungen gelangen wir zu dem Schluss, dass der syntaktischen Deklination in jedem Fall das Primat der Kasuszeichnung zusteht. Dies gilt in besonderem Maße natürlich für streng konfigurierte Sprachen wie das Englische, die Abweichungen nicht einmal dann zulassen, wenn morphologisch bedingte Eindeutigkeit bestünde: **Him gave she the book*. Allerdings ist ein solches Primat auch für Sprachen anzunehmen, die stilistisch markierte Veränderungen in der Komponentenabfolge zulassen. Das klingt zunächst widersprüchlich, lässt sich indes einfach begründen:

Satzbauveränderungen wie z.B. Objekttopikalisierung beziehen ihren stilistischen Wert u.a. daraus, dass das besagte Objekt eben nicht an seiner bescheidenen Normalposition steht: *Das Auto nimmt sie nicht einmal geschenkt*.⁹ Stiftet

⁹ Wir haben absichtsvoll ein Beispiel gewählt, bei dem Subjekt und Objekt nicht kasusexplicit markiert sind, um klar zu machen, dass selbst die stilistische Dekodifizierung keine Frucht der

in diesem Fall schon die Semantik der Komponenten hinreichend Klarheit über die Rollenverteilung, so ist der Fall bei *Das Kind liebt die Mutter* a priori nicht so eindeutig, wüsste man nicht, dass der Satz mit*mehr als ihren Ehepartner* weitergeht. Hier ist es also der Kontext, der die Rollenverteilung expliziert, was natürlich bei *Das Kind liebt der Vater* bereits morphologisch festgelegt wäre. Allerdings bleibt einzuwenden, dass dergleichen Inversionen niemals grundlos geschehen, weswegen das Nominativmorphem im benannten Beispiel u.Ä. als ein Fall „vorausseilender“ Redundanz zu werten wäre.

Das Spanische vertraut in nämlicher Situation den peripheren Zusatzsignalen gleich gar nicht und macht das obligatorisch redundante Personalpronomen zum diskreten Zeichen der Topikalisierung. Man vergleiche folgende Transformation: *Todas las empresas buscan personal motivado* → *Personal motivado lo buscan todas las empresas*. Auf Grund der Subjekt-Prädikat-Kongruenz wäre das Pronomen streng genommen eigentlich überflüssig.

Fazit: Das Grundschema der Rollenverteilung der (pro)nominalen Hauptgruppen folgt in allen zum Vergleich herangezogenen Sprachen in erster Linie den Kriterien einer feste Abfolgen bestimmenden syntaktischen Flexion, die sich in ihrer allgemeinsten Form so darstellen lässt: S(Ø) – O – PO,¹⁰ wie das folgende, dreisprachig bezogene Schema deutlich macht. Nach Rüdinger (2012: 270):

	SUBJEKT	OBJEKT(E)	PRÄPOSITIONAL- OBJEKTE/ PRÄPOSITIONELL MARKIERTE OBJEKTE*
ENGLISCH:			
	<i>The father (gives)</i>	<i>the girl the book</i>	
besser:	<i>The father (gives)</i>	<i>the book</i>	<i>to the girl</i>
	<i>He (gives)</i>	<i>her it</i>	
besser:	<i>He (gives)</i>	<i>It</i>	<i>to her</i>
	<i>He (gives)</i>	<i>her the book</i>	
	<i>He (gives)</i>	<i>it</i>	<i>to the girl</i>
	<i>He (writes)</i>	<i>an article</i>	<i>about semantics</i>
DEUTSCH:			
	<i>Der Vater (gibt)</i>	<i>dem Mädchen das Buch</i>	

Morphologie sein muss, wie die Beispiele *Den Wagen nimmt sie nicht einmal geschenkt* oder noch deutlicher *Den Wagen nimmt er nicht einmal geschenkt* vielleicht noch suggeriert hätten!

¹⁰ Mit dieser Anordnung wird absichtsvoll nicht auf die auch innereinzelsprachlich differenziert geregelten Abfolgen der unverbundenen Objektkasus (IO und DO) eingegangen. Dass im Falle präpositionaler Markierung solch unverbundener Objektkasus (z.B. nominaler Dativ im Spanischen) diese an den hinteren Rand der Objektkasus und damit an die Schnittstelle zu den echten Präpositionalobjekten rücken, versteht sich fast von selbst.

	<i>Er (gibt)</i>	<i>es ihr</i>	
	<i>Er(gibt)</i>	<i>ihr das Buch</i>	
	<i>Er (gibt)</i>	<i>es dem Mädchen</i>	
	<i>Er(schreibt)</i>	<i>einen Artikel</i>	<i>über Semantik</i>
SPANISCH:			
	<i>El padre ([le] da)</i>	<i>el libro</i>	<i>a la chica</i>
	<i>Él (Ø)</i>	<i>se lo (da)</i>	
	<i>Él (Ø)</i>	<i>le (da) el libro</i>	
	<i>Él (Ø)</i>	<i>[se] lo (da)</i>	<i>a la chica</i>
	<i>Él (Ø)(escribe)</i>	<i>un artículo</i>	<i>sobre semántica</i>

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass dieses Konfigurationsmodell ohne Einbezug anderer Redebestandteile (Prädikat, fakultative Angaben, etc.) rein auf die Positionierungsabfolge der Nominalargumente im nicht markierten Satz bezogen ist. Nicht nominale Elemente werden in den Beispielsätzen daher in Klammern gesetzt. Dass Sprachen wie das Spanische (Portugiesische, Katalanische, Italienische) kein explizites (pro)nominales Subjekt benötigen, sorgt für eine Leerstelle an der Subjektposition, die aber andererseits jederzeit virtuell oder tatsächlich aufgefüllt werden kann, also keinen Widerspruch zu der Regel darstellt.

Morphologische, bzw. syntagmatische Kasusrepräsentationen, so fern sie überhaupt vorhanden sind, ordnen sich diesem vorgefügten syntaktischen Flexionschema erkennbar unter, weswegen wir sie letzten Endes für sekundäre oder redundante Zeichen halten. Die von Helbig (2000: 11) dargestellte Debatte erscheint auf diese Weise in neuem Licht:

Damit verbunden ist die noch grundsätzlichere Frage nach dem Status der Kasus, vor allem danach, ob die Kasus überhaupt nach der Form oder nach der Bedeutung bzw. Funktion zu bestimmen seien. Diese Alternative ist häufig kontrovers, aber auch ziemlich vordergründig diskutiert worden. [...] Brugmann (1902: 373) hatte z.B. argumentiert, dass die Unterscheidung der Kasus „herkömmlicherweise nach der Bedeutung, nicht nach der Form erfolgt“. Wäre dies so und verstünde man unter „Bedeutung“ schlicht das, was mit den Kasus bezeichnet wird, ergäbe sich ein recht chaotisches Bild, drücken doch die meisten Kasus sehr Unterschiedliches aus. [...] So gesehen, könnte man womöglich zu der Schlussfolgerung kommen, die Kasus wären weder von der Form noch von der Bedeutung her eindeutig abgrenzbar. Demgegenüber – das ist das andere Extrem – gehen viele Autoren von einem „asemantischen“ Charakter der Kasus im heutigen Deutsch aus, sehen sie als „funktionslos“ oder als bloßen „formal-grammatischen Automatismus“ (Lindgren 1974) an.

Die Frage nach dem Status morphologisch irgendwie kenntlich gemachter Kasus hängt letzten Endes davon ab, inwiefern ein Sprachsystem X zu einem bestimmten Zeitpunkt meint, ihrer redundanten Markierungsfunktion in einem bestimmten syntaktisch flektierten Sprachbau zu bedürfen oder auch nicht. Fällt die

Entscheidung positiv aus, so repräsentieren sie natürlich die semantische und/oder syntaktische Funktion, der sie in diesem Rahmen unterstellt sind. Fällt sie negativ aus, so ist der Weg vom „funktionslosen, formal-grammatischen Automatismus“ zum Verschwinden oder Übergang in einfachere morphosyntaktische Zusammenhänge wohl vorgezeichnet.¹¹

Auch die Herleitung der genau vier Fälle im Deutschen, wie sie Helbig und Buscha (9-1986: 281) vorgeschlagen, stellt sich natürlich in einem anderen Licht dar, wenn man den Kasus keinen semantischen Eigenwert auf Primärzeichenebene mehr zusprechen muss:

1. [...]
2. Die *reinen* Kasus im Deutschen können weder von der reinen Form her noch von den außersprachlichen Sachverhalten her, die sie bezeichnen, eindeutig abgegrenzt und bestimmt werden. [...] Die Existenz von vier Kasus im Deutschen ergibt sich vielmehr auf syntaktischer Ebene durch die Einsetzung in bestimmte Positionen eines vorgegebenen Substitutionsrahmens:
 - (1) (K₁) besucht den Freund.
 - (2) Er begrüßt (K₄).
 - (3) Wir danken (K₃).
 - (4) Wir gedenken (K₂).

Es versteht sich darüber hinaus nahezu von selbst, dass sie als redundante Zeichen innerhalb eines syntaktischen Rahmens funktional und paradigmatisch mit sehr eingeschränktem (und sich immer weiter einschränkenden) Differenzierungsrepertoire auskommen.

5. Schlussgedanken

Es stellt sich nun natürlich die Frage, was eine solche, zunächst einmal etwas abenteuerlich anmutende Neusortierung tradierter Vorstellungen von Morphologie und Syntax im Nominalbereich eigentlich zu leisten im Stande ist. Wir meinen, dass damit allerhand neuen Zugängen zu einschlägigen Fragen ein adäquater Bezugsrahmen geboten wird:

- (1) Die Entlastung morphologischer Gegebenheiten von unmittelbarer Funktionszuschreibung befreit auch die sprachwissenschaftliche Analyse davon, bei jeder kleinen, diesbezüglichen Sprachveränderung gleich eine neue Funktionalitätstheorie entwerfen zu müssen.

¹¹ Ein Beispiel jüngeren Datums in der deutschen Sprache wäre etwa der Übergang des Genitivkomplements *ein Glas kühlen Wassers* zu einer kongruierenden Apposition *ein Glas kühles Wasser*.

- (2) Auch stilistisch motivierte Satzbauvarianten lassen sich letztlich schlüssiger aus semantisch-kontextuellen als aus morphologischen Bedingungen herleiten.
- (3) Obwohl seit Jahrhunderten bei allen in Betracht gezogenen Vergleichssprachen empirisch nur ein Rückbau morphologischer Differenzierungen im Nominalbereich zu beobachten ist, enthält sich die angebotene Sichtweise bewusst der Formulierung von Ursache-Wirkungs-Behauptungen im inner-sprachlichen Sinne, ist also hypothetisch im Stande auch Zunahmen an morphologischer Differenzierung in ihr Modell zu integrieren. Das mag zwar praktisch niemals vorkommen, hilft aber enorm beim Verständnis von Beharrungstendenzen einzelner Sprachen in den angesprochenen Fragen.
- (4) Für den Fremdsprachenunterricht, zumindest im Bereich der angesprochenen Sprachen, sehen wir den Vorteil, mit einer Rezeptions- und Produktionsgewohnheiten relativ nahestehenden vom Inhalt zur Form verlaufenden Sichtweise Sprachbrücken auf konzeptueller Ebene zu errichten, deren Wahrnehmung bei formfixierter Kontrastierung allzusehr verstellt bleibt. Summa summarum rücken manche Sprachen in Beurteilung und Handhabung wieder etwas näher zusammen, was in einer vielsprachig vermuteten Zukunft nur von Vorteil sein kann.

Literaturverzeichnis:

- ALARCOS, E., *Gramática de la lengua española*. Madrid: Espasa 1999.
- CARTAGENA, N. / GAUGER, H. M., *Vergleichende Grammatik Spanisch-Deutsch*. 2 Bde. Mannheim: Duden 1989.
- CATALANI, L., *Die Stellung der Satzglieder im Deutschen und im Italienischen*. Frankfurt/M.: Lang 1993.
- DUDEN, *Duden Band 4: Die Grammatik – Unentbehrlich für richtiges Deutsch, 7.*, völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag 2006.
- FILLMORE, CH.J., «The case for case reopened», in: HEGER, K. / PETÖFI, J. S. (Hg.), *Kasustheorie, Klassifikation, semantische Interpretation*. Hamburg: Buske 1977, 3-26.
- FINKE, P., «Aristoteles, Kant, Fillmore – Ein Diskussionsbeitrag zur Metaphysik der Kasusgrammatik», in: HEGER, K. / PETÖFI, J. S. (Hg.), *Kasustheorie, Klassifikation, semantische Interpretation*. Hamburg: Buske 1977, 27-42.
- FLÄMIG, W., *Grammatik des Deutschen: Einführung in Struktur und Wirkungszusammenhänge; erarbeitet auf der theoretischen Grundlage der „Grundzüge einer deutschen Grammatik“*. Berlin: Akademie Verlag 1991.
- GALLMANN, P., *Kategoriell komplexe Satzformen. Das Zusammenwirken von Morphologie und Syntax bei der Flexion von Nomen und Adjektiven*. Tübingen: Niemeyer 1990.
- HÄUSSERMANN, U., «Die Adjektivdeklinations – Diskussion eines höchst empfindlichen Lernproblems», *Zielsprache Deutsch* 22/4 (1991), 198-205.
- HELBIG, G. / BUSCHA, J., *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie 1986⁹.
- HELBIG, G., «Semantische Kasus und Perspektive», *DaF* 27/2 (1990), 71-78.

- HELBIG, G., «Die Kasus – gestern und heute», *DaF* 37/1 (2000), 10-21.
- HOFMANN, U., *Zur Topologie im Mittelfeld. Pronominale und nominale Satzglieder*. Tübingen: Niemeyer 1994.
- KUNZE, J., *Kasusrelationen und semantische Emphase*. Berlin: Akademie Verlag 1991.
- MARILLIER, J.F., «Kasusfunktion – Kasusbedeutung – Kasushierarchie», in: VULLAUME, M. (Hg.): *Die Kasus im Deutschen. Form und Inhalt*. Tübingen: Stauffenberg 1998, 39-56.
- MARTÍNEZ AMADOR, E. M., *Mega Gramatical y dudas del idioma*. Barcelona: Ramón Sopena s.d. 1995.
- ROHDENBURG, G., «Weitere Aspekte einer vergleichenden Typologie des Englischen und Deutschen», in: FELDBUSCH, E. et al. (Hg.): *Neue Fragen der Linguistik*, Bd.1. Tübingen: Niemeyer 1991, 459-464.
- ROSENGREN, I., «Wahlfreiheit mit Konsequenzen – Scrambling, Topikalisierung und FHG im Dienste der Informationsstrukturierung», in: REIS, M. (Hg.), *Wortstellung und Informationsstruktur*, Tübingen: Niemeyer 1993, 251-313.
- RÜDINGER, K., *Kasusflexion und Syntax. Grundriss einer neuen Flexionstheorie*. Saarbrücken: SVH 2012.
- SCHMEKEN, H., *Orbis Romanus – Elementargrammatik*. Paderborn: Schöningh 1975.
- SECO, M., *Gramática esencial del español*. Madrid: Espasa 1994.
- SONNTAG, E., «¡Mirá que dicen que no existe el lobizón, pero el lobizón existe! Zur Interdependenz von Syntax, Wortstellung und Intonation in spontansprachlichen Äußerungen», *Iberoromania* 46 (1997), 1-19.
- WEBER, H., «Typologische Zusammenhänge zwischen Wortstellung und analytischer Morphologie im Deutschen», *ZGL* 18 (1990), 1-12.
- WEGENER, H., *Die Nominalflexion des Deutschen – verstanden als Lerngegenstand*. Tübingen: Niemeyer 1995.
- WEISGERBER, B., «Über die Rolle der Grammatik beim Erwerb von Muttersprache und Fremdsprache», in: GNUTZMANN, C. / STARK, D. (Hg.), *Grammatikunterricht: Beiträge zur Linguistik und Didaktik des Fremdsprachenunterrichts*. Tübingen: Narr 1982, 101-126.
- WELKE, K.M., «Kontroverses in der Valenztheorie. Eine Erwiderung auf Gerhard Helbig», *DaF* 27/3 (1990), 153-166.